

Mitternachtshandlung

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N. 22. 1890.

Die Augen Wischnu's.

Roman von Hanns v. Spielsberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sidi war Chadreur zuerst mit augenscheinlicher Angst und voll Sorge über sein demnächstiges Schicksal gefolgt, erst allmählig kehrte eine gewisse Zuvorsicht in ihn zurück. Es schien, als ob er mit geradezu abgöttischer Verehrung an seinem Lebensretter hing, ja, aus seinem Wesen sprach fast noch mehr als Dankbarkeit. Wahrscheinlich hatte die Thatsache, daß der Kapitän ihn in jener Nacht überhaupt retten konnte, einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Im Uebrigen erwies er sich als ein anstelliger, brauchbarer Mensch, dessen herkulische Kraft von den übrigen Dienern sehr geschätzt und häufig genug gemißbraucht wurde.

Auf den Ruf Chadreur trat er mit tiefgesenktem Haupt, die Arme demüthig auf der Brust gekreuzt, ein und ließ sich am Eingang des Zeltes sofort auf die Kniee nieder. In seinem Gesicht, das, seit der entstellende struppige Bart gefallen war, einen ganz anderen, ungleich angenehmeren Eindruck machte, spiegelte sich so tiefe Niedergeschlagenheit, daß der Graf ihn ganz erstaunt fragte: „Was ist Dir denn, Sidi?“

Der Chond hob die gefalteten Hände empor. „O Herr, Du hast mir sagen lassen, ich solle nicht mit Dir gehen! Was habe ich verschuldet, daß Du mich fortweisest? Strafe mich, wenn Du willst, aber laß mich bei Dir.“

Chadreur mußte unwillkürlich lächeln. „Ich wollte Dich eigentlich schon in Pondichery zurücklassen, mein

Junge, oder Dir vielmehr freistellen, Dir den Weg nach Deiner Heimath wieder zu suchen. Es ist dies nur eine Bergeßlichkeit, daß dies nicht geschehen ist.“

„Aber weshalb soll ich nicht bei Dir bleiben dürfen, Herr. Ich bin doch Dein Sklave?“

„Du bist so frei, wie ich, und kannst thun, was Dir beliebt. Weshalb ich Dich aber nicht mitnehmen möchte, will ich Dir sagen. Wir kommen in den nächsten Tagen schon mit den Anhängern Chatanaya's in Berührung, und ich fürchte, dieselben werden Dir kein allzu

gutes Angedenken bewahren. Es ist um Deinetwillen, wie Du siehst.“

Sidi ließ traurig den Kopf sinken. Gleich darauf hob er die Augen aber wieder empor. „Es wird Keiner von ihnen wagen, Deinen Sklaven zu berühren, Herr. Laß mich bei Dir, Herr, ich will Dir treu und eifrig dienen. Ich brauche ja nicht viel. Was die Anderen übrig lassen, ist genug für mich, und wenn ich vor Deiner Zellthüre schlafen kann, bin ich schon glücklich.“

Der Kapitän hatte bisher keine besonderen Sympathien für den Burischen gehabt. Es war ja nur menschliches Mitgefühl, nicht mehr, gewesen, was ihn damals veranlaßte, sein Leben zu retten; die Erinnerung an den versuchten Mord wirkte andererseits immer noch nach, und selbst jetzt, wo sich ein gewisses wärmeres Gefühl bei dem Anblick des Bittenden in ihm regte, schoß sie ihm wieder durch den Sinn. Er hatte noch nie nach den Beweggründen der That geforscht, jetzt wandte er sich plötzlich mit einer direkten Frage an Sidi.

Ein heftiger Schauer durchbebt die Gestalt des Chonds, auch in seiner Brust mochte die Erinnerung an die Qualen jener Nacht rege werden. „O Herr, woran mahnst Du mich! Sieh, unser Dorf hoch oben in den Bergen war arm, sehr arm. Unsere Mütter hungerten. Der Reis war zwei Jahre lang auf dem Felde verfault und die Bananenernte reichte kaum für einen Monat. Das Glend war sehr groß, es war schon vorgekommen, daß Eltern ihr eigen Kind geschlachtet hatten.*) Da kamen die Sendlinge der



Lorenzo Nieje. (S. 171)

*) Derartige Fälle sind gerade bei den häufigen Hungersnöthen in Indien thatsächlich, und zwar selbst noch in neuerer Zeit vorgekommen.

Waischnavas, zur Versammlung aufzufordern, und gleich nach ihnen kam ein Bote Mehemed Ali's. Er brachte uns Reis und er versprach uns Gold. So zogen wir dreißig Männer aus und mich — mich traf das Loos, den Dolch gegen den großen Goshmani zu erheben. Fürst auch Du mir deswegen, Herr, der Du doch kein Waischnava bist!" schloß er naiv.

"Weißt Du denn nicht, daß der Mord ein Verbrechen ist?"

Der Bursche blickte ihn fast erstaunt an. "Tödtet ihr denn nicht im Kriege, Herr? Und haben sich nicht selbst unsere Götter gegenseitig getödtet, will nicht Kali,* die Tigervereiterin, daß das Blut vor ihrem Altar nie eintrockne? Der Priester unseres Dorfes hat mir gesagt, daß ich ein gutes Werk thue, wenn ich der Noth meiner Brüder steuere — es hungerte uns sehr, Herr!" Der Chond unterbrach sich plötzlich selbst, er warf sich lang auf den Boden hin und umklammerte die Kniee des Kapitäns.

"Jetzt aber bist Du allein mein Herr, und was Du befehlst, ist mir der einzige Befehl. Befehl: morde! und Dein Feind stirbt; befehl: laß leben! und ich will eher selbst sterben, als noch einmal den Mordstahl zücken. In jenen fürchterlichen Minuten, als die Cobra vor meinem Auge züngelte, gelobte ich mein Leben dem Gott, der mich rettete — Herr, Du bist mein Gott! Weise mich nicht von Dir, laß mich ewig Dein Sklave sein!"

Chadreur jögerte noch einen Augenblick. Dann sagte er kurz: "Es ist gut, Sidi, Du magst mich begleiten. Du stehst in meinem Dienst, und ich werde Dich zu schützen wissen; wehe Dir aber, Bursche, wenn Du je vergißt, daß ich Dein Herr bin und Dir befehle, Deine Mitmenschen nicht zu hassen, sondern zu lieben!"

"Ich will den lieben, der Dich liebt, und hassen, den Du hasset, Herr!" jubelte Sidi. "Danke, Danke, daß ich bei Dir bleiben darf!"

Draußen erklangen die Hörner. Die Stunde des Ausbruchs war gekommen. "Vorwärts, Sidi, wecke die faulen Schläfer. Du selbst magst mir heute mein Pferd vorführen — vorwärts, es ist hohe Zeit!" —

Dupleix hatte der kleinen Abtheilung eine harte Aufgabe gestellt. Der forcirte Marsch auf den schlechten Wegen war ungeheuer anstrengend, und es bedurfte der ganzen Energie des Kapitäns, um gegen Mittag das Ziel des ersten Tagemarsches zu erreichen. Mit dem Gegner war man nicht in Berührung gekommen, aber auch ohne Gefecht waren die Truppen auf's Außerste ermüdet. Trotzdem ließ Chadreur nach Sonnenuntergang wieder antreten, er wollte die Kühle des Abends benutzen, um wenigstens noch zwei Meilen zurückzulegen; der nächste Tag erforderte an sich eine beträchtliche Marschleistung.

Gegen neun Uhr setzte sich die kleine Kolonne auf's Neue in Bewegung. Es war eine herrliche, sternklare Nacht. Hier und dort dehnte sich zur Seite der Straße ein kleiner Mangowald, untermischt mit einzelnen Kokospalmen und Bananen, aus; deutlich konnte man noch auf hundert Schritte selbst kleinere Gegenstände unterscheiden.

Etwa eine Stunde weit war man marschirt, als vorn bei der Vorhut einige Schüsse fielen. Dann wurde es wieder still, aber gleich darauf kam Beauviller, der die Avantgarde führte, zurückgeprengt.

"Es scheint, wir stehen in ein Wespennest, Kapitän!" rief er. "Sie sehen den Waldsaum dort drüben, er ist besetzt; ob schwach, ob stark, kann ich nicht unterscheiden. Ich habe vorläufig Halt machen lassen, um Ihren Befehl abzuwarten."

Chadreur ließ aufmarschiren. Er jögerte mit seinem Entschluß, Beauviller hatte vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn er von einem Wespennest sprach. Die Truppen waren ermüdet, und es ließ sich schwer übersehen, wie stark der Feind war. Aber die angeborene Kampfeslust ließ sich doch nicht besiegen.

"Was heute geschehen kann, verschiebt man besser nicht auf morgen! Vorwärts, Lieutenant Beauviller, fühlen Sie vor, aber führen Sie zunächst jedenfalls ein hinhaltendes Gefecht, bis ich sehen kann, von welcher Seite ich eingreifen muß, um die Entscheidung zu geben."

Vorn entwickelte sich bald ein lebhaftes Feuergefecht. Indessen blickten vom Saum des Waldes doch nur vereinzelte Schüsse auf, er schien also nicht allzu stark besetzt. Auch reichten die feindlichen Geschosse nicht weit, nicht einmal bis zum Haupttrupp, obwohl Chadreur denselben näher herangeführt hatte; englische Büchsen waren also jedenfalls nicht in den Händen der Gegner, und das war sehr wesentlich.

Der Kapitän faßte einen schnellen Entschluß. Bei der Ermüdung seiner Leute durfte er die Entscheidung nicht weit hinausschieben. Er ließ seine beiden Feldgeschütze abproben und das Feuer auf den Waldesaum eröffnen, er wußte, daß dasselbe auf eingeborene Truppen seine Wirkung, und wenn dieselbe auch nur moralischer Art war, selten verfehlte. Dann setzte er sich, das Wäldchen links umgehend, mit seiner Hauptmacht in Marsch, schwenkte überraschend ein und stieß mit der ersten Staffel geschlossen gegen den Feind vor. Er hatte denselben indessen doch etwas unterschätzt, zwar gelangten die beiden Sepoykompagnien, welche die vorderste Linie bildeten, bald in den Besitz des Waldsaumes, aber der Gegner warf ihnen starke Reserven entgegen. Es kam zu einem blutigen Handgemenge, und erst als die zweite Staffel, die Kompagnie französischer Grenadiere, herankam und in den Kampf eingriff, als jetzt gleichzeitig Beauviller vorging, wandte sich der Feind zur Flucht.

Das Wäldchen war langgedehnt, aber ziemlich schmal gewesen. Die Verfolger, Chadreur mit gezogenem Degen an der Spitze, traten bald auf die jenseitige Lichtung hinaus und sahen sich plötzlich einem Lager gegenüber, das von einem Theil der Flüchtlinge noch besetzt war und in dem augenscheinlich der tollste Wirrwarr herrschte. Eine Anzahl Zelte stand noch aufrecht, andere lagen halb abgebrochen auf dem Boden, auch einige Elephanten hielten nahe der Straße. Man mochte den Angriff nicht für ernsthaft oder doch nicht für gefährlich gehalten haben, jedenfalls hatte man sich mit dem Beladen der Thiere nicht beeilt.

Jetzt, wo es sichere Beute zu machen galt, wetteiferten die Sepoys mit den Franzosen, die auf der ganzen Linie vorgingen. Der Gegner hielt nirgends Stand, ein kleiner Trupp Reiter suchte allein mit wirklicher Aufopferung den Abmarsch der Elephanten zu decken. Hier entspann sich noch einmal ein kurzes, blutiges Gemetzel, in dem weder Pardon gegeben noch genommen wurde. Aber die Elephanten mußten wohl durch das Getöse des Kampfes unruhig geworden sein, sie gehorchten ihren Mahuds nicht mehr recht und liefen ohne Ziel hin und her. Nur der größte von ihnen, ein prächtig geschirrtes Thier, wandte sich endlich in schnellem Tempo zum Rückzug.

Chadreur hatte sich bei diesem vereinzelten Kampf nicht aufgehalten, sondern war sofort, immer das große Ganze im Auge, mit einigen schnell zusammengerafften Jüngen den Fliehenden unmittelbar auf der Straße nachgeeilt. Er wußte, daß Verfolgung des Sieges besserer Theil ist. So kam es, daß jener Elephant ihm von rückwärts her nachkam, und es war ganz natürlich, daß bei seinem Herannahen die

Verfolgung hier in ein kurzes Stocken gerieth. Die zehn, zwölf Mann, die sich dicht an dem Wege befanden, ließen die Feinde laufen und feuerten unwillkürlich auf das riesige Thier. Sei es nun, daß sie schlecht gezielt hatten, sei es, daß der Elephant nur leicht verletzt war, jedenfalls schüttelte er sich nur und trabte unbekümmert weiter.

Da erhob sich plötzlich dicht neben dem Kapitän eine dunkle Gestalt, die er bis dahin gar nicht bemerkt hatte, und eilte direkt auf den Koloss, der sich jetzt gerade vor ihnen befand, zu. Mit unglaublicher Gewandtheit faßte der Mann, den stampfenden Riesenbeinen geschickt ausweichend, die Strickleiter, die von der Seite des Thieres herabhing — sie war sicher beim Aufsteigen benützt worden, aber man hatte in der Aufregung vergessen, sie hochzuziehen — schwang sich an ihr empor, glitt um die Haudah herum und saß sofort hinter dem Mahud im Nacken des Elephanten. Das Alles war das Werk kaum einer Minute, dann sah Chadreur nur noch, wie Jener dem Mahud einen blickenden Dolch an den Hals setzte und hörte: "Halte oder ich durchschneide Dir die Kehle!"

Der Kapitän hatte mit Erstaunen die Stimme Sidi's erkannt, er erstaunte aber noch mehr, als das Thier wirklich hielt und sich gleich darauf gehorsam legte.

Sidi lachte laut auf. "So, Herr, jetzt sieh Dir meinen Fang an. Es sind einige Weiber — sie kreischten wenigstens laut genug, als ich mich an der Haudah vorbeischoß. Ich kann Brüderchen Mahud hier nicht im Stich lassen, sonst trabt er mir davon."

"Brav, mein Bursche!" rief der Graf fröhlich zurück und drängte sein Pferd dicht an den Elephanten heran, indem er gleichzeitig einem der Grenadiere winkte, die dicht verhangene Haudah zu öffnen. Dem Soldaten schien der Auftrag sichtsüchtiges Vergnügen zu bereiten, denn er grinste über das ganze Gesicht, indessen kam er nicht dazu, ihn auszuführen. Die Vorhänge öffneten sich plötzlich, ein unversehener, nicht gerade schöner Frauenkopf streckte sich heraus.

"O weh, mein Kapitän, wenn der gesammte Inhalt von der Sorte ist, will ich lieber verzichten," lachte der Grenadier.

Die alte Hindudame verstand die liebenswürdige Anspielung des galanten Franzosen zwar nicht, aber sie blickte darum nicht minder angstvoll umher. Der ganze Zusammenhang der Vorgänge war ihr augenscheinlich unklar. "Himmliche Lakshmi,*" kreischte sie, "wohin sind wir gerathen?" Dann wandte sie sich zurück. "Dolarie, Herrin, wir sind in die Hände der Feinde gefallen. Verflucht sei der Tag —"

Ein freudiger Schreck durchbebt Chadreur. Der Name Dolarie war nicht eben häufig — wie, wenn das Schicksal ihn, gerade ihn erkoren hätte, dem Freunde die Braut zu retten! Sofort sprang er vom Pferde und trat an die Haudah.

"Wenn Dolarie, des Fürsten von Conjeveran Tochter, des Radschah von Ghatastapana theure Braut, sich hier befindet, so möge sie sich mir, dem Freunde, dem Bruder ihres Verlobten, anvertrauen!" rief er erregt.

Hinter den Vorhängen erklang ein herzdurchdringender Aufschrei, dann schob sich der Vorhang auseinander, eine kleine zarte Hand, dann ein bleiches, wunderbar schönes Frauenantlitz wurde sichtbar. "Wer nennt sich hier des Radschah von Ghatastapana Bruder und Freund?" fragte eine lebende Stimme.

Die Sterne funkelten hell genug, um Chadreur sofort die lieblichen Züge jenes Mädchenkopfes wiedererkennen zu lassen, die er einst im

*) Der Göttin Kali hulldigen besonders die Thugs (Thags), die professionellen Mörder Indiens, deren Ausrottung erst der neuesten Zeit vorbehalten geblieben ist.

*) Göttin der Schönheit und Gattin Vishnu's.

Porträt bewundert. Ein tiefes Gefühl wirklichen Glückes füllte sein Herz. Er verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll. „Ich bin es, Hoheit, Leon Graf Chabreux, Seiner Majestät des Königs von Frankreich Offizier, dem der Radschah erlaubte, sich seinen Bruder zu nennen,“ sagte er. „Ich bin mit meinen Truppen auf dem Wege zu ihm; unter meinem Schutz soll die holde Braut sicher in seine Arme geleitet werden.“

Das schöne Mädchen zog erröthend den leichten seidenen Schleier, der bei dem Öffnen der Vorhänge herabgeglitten schien, wieder vor das Gesicht. Der Graf sah, wie ihre Hand bebte, aber gleich darauf entgegnete sie mit Würde: „Dem Freunde Saëb-Radschahs, meines Herrn, vertraue ich mich ruhig an. Erkläret mir nur, wo die Truppen, die von Tritschinopol mit uns gingen, geblieben sind?“

„Geschlagen und in alle Winde zerstäubt sind sie, Herrin! Aber erlaßt mir weitere Worte für den Augenblick, meine Leute sollen Euch nach dem Lager zurückführen und Ihr selbst mögt mir später einige Minuten freundlichen Gehörs schenken.“

Er verbeugte sich auf's Neue und gab dann schnell die notwendigen Anordnungen. „Wirst Du auch mit dem Mahud fertig werden, Sidi?“ fragte er schließlich den Chond, der noch immer dicht hinter dem Elefantführer saß und ihn mit seinen eisernen Fäusten umklammert hielt.

Der Bursche lachte hell auf. „Oho, Herr, das Brüdchen muß thun, wie ich will. Aber ich thue ihm nichts zu leide, wenn der Herr es nicht befiehlt,“ setzte er bethauernd hinzu. Damit gab er auch schon dem Mahud in etwas handgreiflicher Weise den Befehl, den Elefanten aufstehen zu lassen, und der kleine Zug setzte sich sofort nach rückwärts, nach dem kaum verlassenen Lager zu in Marsch.

Der Kapitän hatte noch eine halbe Stunde mit der Verfolgung und dem Sammeln der ziemlich auseinander gekommenen Truppen vorn zu thun, dann ritt er nach dem verlassenen Lagerplatz zurück. Dort herrschte reges Leben; Chabreux traf Beauviller selbst an einem der Wachtfeuer inmitten hoch aufgethürmter Schätze — Zeltdecken und Teppiche, Kisten und Säcke lagen rings umher, und der Lieutenant rieb sich vergnügt die hageren Hände.

„Alle Weiter, das ist ein Gang, theuerster Graf! Solche Beute habe ich nicht gesehen, seit ich vor drei Jahren in das Schloß des Königs von Tanjore eindrang. Sechs Elefanten, drei schwere Beutel mit Gold, eine Masse kostbarer Geräte — ich glaubte gar nicht, daß der arme Schlucker von Tritschinopol noch über solche Schätze verfügte.“

„Sie werden ein Protokoll über die Beute aufnehmen, Lieutenant Beauviller,“ entgegnete der Kapitän ernst. „Ich meinerseits verzichte auf jeden Antheil, ich bin heute schon reich genug belohnt.“

Ueber das Gesicht des Offiziers flog ein ironisches Lächeln. „Aha, der Inhalt der Haudah auf jenem Elefanten, den Sie selbst gerade noch rechtzeitig abfingen. Die Grenadiere haben mir schon erzählt — ich gratulire.“

„Lassen wir das, mein Lieber.“ Chabreux machte eine leichte, aber nicht mißzuverstehende Bewegung des Unwillens. „Welche Nachrichten haben Sie aus den Aussagen der Gefangenen gesammelt?“

Der Lieutenant berichtete. Die Meldung stimmte ziemlich genau mit den eigenen Vermuthungen des Grafen überein. Die Streitkräfte, auf die er gestoßen war, hatten die Bedeckung eines Transportes von Tritschinopol nach dem Kleinen, aber überaus festen Fort Gingi gebildet, in welchem Nebemed Ali augenscheinlich seine größten Schätze für alle Fälle in Sicherheit bringen wollte. Vielleicht traute er seinen eigenen Verbündeten, den Eng-

ländern, nicht recht, jebensfalls erklärte sich jetzt die Absendung jenes Streifcorps aus Tritschinopol, dessen Detachirung bei Dupleix einiges Staunen verursacht hatte.

Eine halbe Stunde später ließ sich Chabreux bei Dolarie anmelden. Es drängte sein Herz, dem holden Mädchen zu sagen, mit welcher sehnsuchtsvollen Gluth Saëb-Radschah auf ihre Befreiung geharrt habe, wie groß sein Glück sein würde, nun endlich mit der so lange Verlorenen geeint zu sein. Man hatte in aller Eile die Zelte wieder aufgeschlagen, und das größte derselben war zu des Kapitans großer Befriedigung der Fürstentochter angewiesen worden — die Grenadiere mochten berichtet haben, mit welcher Ehrerbietung ihr junger Führer seiner schönen Beute begegnet war.

Dolarie lag auf einem aus einigen zusammengeworfenen Teppichen gebildeten Lager, aber sie sprang sofort auf, als Chabreux eintrat, und erwartete seine Anrede. Erst jetzt beim hellen Schein der Ampeln, die von den Zeltstangen herabhängten, sah der Graf ganz, wie schön das Mädchen war — jenes Bild im Palaß zu Chatastapana war denn doch nur ein schwacher Abglanz dieses Meisterwerkes der Natur. Dolarie trug noch jene eigenartige Kleidung, welche die Frauen der indischen Moskemin bevorzugen, nicht die langwallenden Gewänder der Hindus. Ihren mädchenhaft zarten Körper umschloß knapp ein Wieder aus rother Seide, ein Gürtel umspannte die schlaffe Taille und hielt die violett-schimmernden Beinkleider, die oben weit, unten enger bis auf die Knöchel herabfielen und hier die fast winzig kleinen Füßchen frei ließen. Dagegen hatte sie bereits, dem Hindugebrauch folgend, der den Frauen nicht verbietet, sich öffentlich unverschleiert zu zeigen, den Schleier abgelegt, der duftige Shawl lag nur lose um Schultern und Oberarme. Wunderbar war ihr Haar; sie trug es lang aufgelöst, in blauschwarzer dichter Fülle rieselte es leicht gewellt über ihren Rücken herab und erreichte in fast unverminderter Stärke beinahe den Erdboden. Eine einzige Goldgrasse schmückte die weiße Stirn.

Der junge Kapitän hätte kein Mann sein müssen, wenn seine Pulse beim Anblick der liebrenden Erscheinung nicht lebhafter geschlagen hätten. So viel schöne Frauen er schon dieffits und jenseits des Oceans gesehen hatte, keine war ihm je gleich bezaubernd erschienen. Die ganze verführerische Anmuth der jugendlichen Hindufräuen lag auf der Gestalt des Mädchens, und doch spiegelte sich in ihren reinen Zügen auch wieder ein zarter Hauch holder Jungfräulichkeit, und aus ihren klaren, großen Augen sprach ein zielbewußter Ernst. Man sah, dies Mädchen war im Leiden über seine Jahre hinaus gereift.

Chabreux preßte die Hand fest auf das pochende Herz, in dem plötzlich ein ganz neues Empfinden erwacht schien. Das Blut stieg ihm siedend heiß empor, und wieder fragte er sich, wie damals im Schloße des Radschah, als er dem Bild Dolarie's zum ersten Mal gegenüberstand: „Kann ein Hindumädchen so schön sein?“ Zu Füßen hätte er ihr sinken mögen, um ihr stammelnd zu sagen, daß sie das herrlichste Weib der Erde sei, daß er der Stunde fluchen könne, wo er Saëb-Radschahs Freund und Bruder genannt habe. Ihm war's, als ob die Sinne ihm entschwänden, und nur mühsam, mit gewaltsamer Anspannung aller Willenskraft überwand er die verzeihliche Anwandlung einer berausenden Leidenschaft.

Tief aufathmend zwang er sich zur Ruhe: Dolarie durfte nichts von dem wilden Wogen in seiner Brust, von dem Triumph ihrer Schönheit ahnen. Allmählig kehrte die Selbstbeherrschung zurück, Ehre und Pflicht mahnten ihn zu mächtig daran, daß das schöne Mädchen

die Braut seines Freundes sei. Der Kampf war kurz gewesen, aber der Sieg schwer, und noch lange, lange Zeit fühlte Leon, welches Opfer ihm diese Stunde auferlegt hatte.

Dolarie stand ihm immer noch ruhig, mit leicht gesenktem Haupt gegenüber. „Du hast mich zu sprechen gewünscht, Herr?“ sagte sie endlich mit leiser, wohlklingender Stimme. „Du willst mir von Saëb-Radschah, meinem theuern Herrn, erzählen?“

Er erwachte wie aus einem tiefen Traum. „Ja, Fürstin!“ entgegnete er dann, sich aufrassend. „Von ihm, dem Glücklichen, will ich berichten, dem beneidenswerthen Mann, von meinem Bruder!“ Und in kurzen, aber ergreifenden Worten schilderte Leon sein Zusammensein mit dem Radschah, noch nie hatte er sich der fremden Sprache so mächtig gefühlt, als in diesen Augenblicken, in denen eine gehobene Seelenstimmung der Zunge über alle Schwierigkeiten hinweghalf. Er erzählte der athemlos Lauschenden, wie er die Freundschaft des Fürsten gewonnen, wie dieser ihm sein Herz geoffenbart, ihm endlich ihr Bild, sein höchstes Heiligthum, gezeigt habe. Beredt pries er sein eigenes Glück, sie dem Freunde zuführen zu können; in seiner inneren Erregung vergaß er schließlich die orientalische Welt, in der er sich befand, ganz, er ergriff die Hand des Mädchens und führte sie, den Sitten seiner Heimath folgend, ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

Keine Salonbame des Faubourg St. Germain, des Pariser aristokratischen Viertels, hätte sich taktvoller benehmen können, als die junge indische Fürstentochter. Sie ließ ihm ruhig ihre kleine Rechte, eine leichte Blutwange allein, die verrätherisch Stirn und Wangen übergoß, zeigte, wie ungewohnt und fremd ihr jene Huldigung vorkam, und sie sagte nichts, als ein einfaches: „Ich habe meinen Herrn sehr, sehr lieb!“ Aber ihre Augen waren bevedter, denn ihre Zunge, sie predigten von einem tiefen, innigen Glück, dem Dolarie entgegenträumte, das sie spenden und empfangen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Lorenzo Riese.

(Mit Porträt auf Seite 169.)

Zu den gefeiertsten Tenoristen der Gegenwart gehört der königlich sächsische Kammerfänger Lorenzo Riese in Dresden, dessen Porträt wir auf S. 169 bringen. Der Künstler ist am 17. März 1836 zu Mainz geboren, wurde vom Kammerfänger Koch in Köln für die Bühne ausgebildet und ebendort erstmals als lyrischer Tenor für die Wintersaison 1862 bis 1863 am Stadttheater engagirt. Im nächsten Jahre kam er für die Wintersaison nach Hamburg, im Sommer 1864 an das Kroll'sche Theater in Berlin, und die Wintersaison 1864 bis 1865 hindurch war er Mitglied des Stadttheaters zu Bremen. Im Sommer 1865 gastirte er der Reihe nach am Münchener Hoftheater, am Stadttheater in Leipzig und bei Kroll in Berlin und eröffnete am 20. September 1865 sein neues zweijähriges Engagement am Kölner Stadttheater als Manrico im „Troubadour“, der noch heute zu seinen besten Rollen gehört. Nach Ablauf dieses Engagements und einem neuen erfolgreichen Gastspiel bei Kroll trat er am 1. Oktober 1868 bei Eröffnung des neuen Theaters in Breslau unter Direktor Lobe ein dreijähriges Engagement an. Allein bei Ausbruch des Krieges im Juli 1870 löste Lobe sämtliche Kontrakte auf, und Riese fand nun eine Anstellung in Nürnberg, wo er zwei Jahre blieb. Als er dann 1872 am königlichen Hoftheater in Dresden gastirte, gefiel er so sehr, daß man ihm alsbald ein Engagement anbot, das er am 1. Mai 1873 antrat. Der dortigen Bühne gehört der gefeierte Sänger noch heute an, und seine glänzenden Stimmittel, wie sein echt dramatischer Gesang und sein treffliches Spiel haben ihn zum Lieblinge des Dresdener Publikums gemacht.

Die drehbaren Schiffs-Panzerthürme.

(Mit Abbildung.)

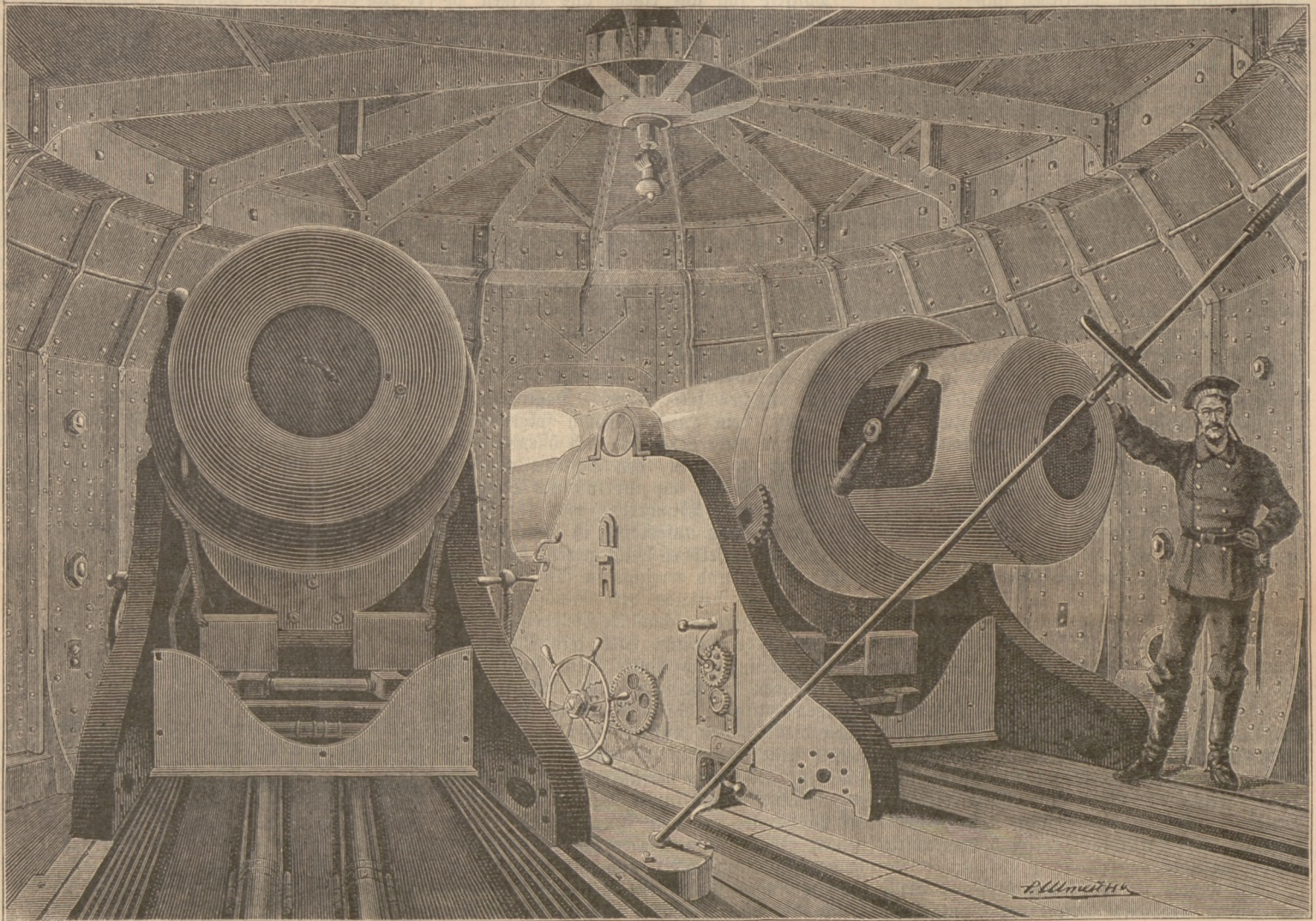
Die Schlachtschiffe, d. h. die größten und stärksten Fahrzeuge der heutigen Kriegsmarine, sind die Panzerfregatten und Panzerkorvetten, die je nach der Aufstellung ihrer Geschütze Breitseite-, Raematt- oder Thurmsschiffe genannt werden. Bei letzteren stehen die Geschütze, wie in den sogenannten Monitors, in niedrigen, cylindrischen Thürmen, deren Wände aus sehr starken Panzern hergestellt sind und deren Durchmesser nicht größer, als zur Aufnahme eines oder zweier schweren Geschütze erforderlich ist. Die Thürme, deren manche große Schiffe zwei haben, stehen entweder fest im Schiff und die Geschütze sind darin beweglich, oder die Thürme selbst sind drehbar und die Geschütze in denselben, welche aus kleinen Scharten feuern, stehen fest. Letztere Konstruktion wird gegen-

wärtig allein noch angewandt. Zum Drehen der Thürme werden Dampf- und hydraulische Maschinen benutzt. Unsere Abbildung gibt die innere Ansicht eines drehbaren Panzerthurmes der russischen Panzerfregatte „Peter der Große“. Jeder der beiden Thürme ist mit zwei riesigen Vierzig-Lonnengeschützen — gezogenen Hinterladern — ausgerüstet, die durch kleine Scharten feuern und deren Lafetten auf Schienen ruhen, also nur vor- und rückwärts, nicht seitwärts bewegt werden können. Soll ein solches Geschütz weiter nach rechts oder links feuern, als dies bei der augenblicklichen Stellung möglich ist, so muß der ganze Thurm seitwärts gedreht werden. Der Schiffskörper besteht aus Eisen und hat einen doppelten Boden; die Panzerung des Bordes und der Thürme hat eine Stärke von 8 bis 12 Zoll.

Die Alpenheubäder.

(Mit 6 Bildern auf Seite 173.)

In den Alpengegenden stehen die Alpenheubäder (siehe die 6 Bilder auf Seite 173) als Kurmethode gegen Gliederreizen und ähnliche Beschwerden in hohem Ansehen. Das duftige Alpengras, das man dazu benutzt, mäht man auf hochgelegenen Matten, läßt es etwas an der Sonne trocknen und schafft es dann in Säcken an ausgespannten Drahtseilen bis zur Thalsohle, von wo es auf einem niedrigen Fuhrwerk, das vorn zwei Räder hat, hinten aber auf dem Boden schleift, zu einem Gasthose in einem hochgelegenen Alpendorfe, der als „Heubadeort“ bekannt ist, hingeschafft wird. Hier schüttet man das noch feuchte Heu in einen Schuppen, der durch eine Bretterwand in zwei Abtheilungen — eine für die



Ansicht des Innern eines drehbaren Schiffs-Panzerthurmes.

Männer und eine für die Weiber — geschieden ist, hoch auf und stampft es dann fest, worauf sich darin eine solche Hitze entwickelt, daß oft Rauch emporsteigt, wenn man die obere Schicht abhebt. In dieses gährende Alpenheu steigen nun die Kurgäste täglich ein- oder auch zweimal hinein, nur in ein Leintuch gehüllt, worauf der „Badereiber“ oder die „Badereiberin“ (so heißen die Bädediener oder -Dienerinnen) noch jeden Badegast gut mit Heu zudeckt, so daß nur der Kopf hervorschaut, der mit einem Handtuch umwickelt wird. So liegen die Patienten nun Kopf an Kopf in dem brennend heißen Heu, stöhnend und dicke Tropfen schwitzend, bis nach zehn bis fünfzehn Minuten sich eine zunehmende Beängstigung einstellt. Dann ist es Zeit, aus dem Heu hervorzukriechen, sich zu waschen und wieder anzukleiden. In dieser Weise wird die Kur, deren Gebrauch freilich abgehärtete und kernfeste Naturen erfordert, vier bis fünf Tage lang fortgesetzt.

Die Venetianer in Steinheid.

Erzählung

von

Franz Lehmann.

(Nachdruck verboten.)

Im 14. Jahrhundert erschienen alljährlich in Deutschland, besonders in Thüringen, fremde Männer, meist aus Venedig stammende Italiener, daher im Volksmunde Venetianer genannt, die dort nach Gold gruben, von dessen Vorhandensein die Einwohner des Landes nichts wußten.

So trafen im Frühling des Jahres 1358 in dem uralten thüringischen Bergsteden Steinheid drei dieser fremden Gesellen ein. Sie quartierten sich während einiger Tage in der einzigen Herberge des Ortes ein und durchstreiften von früh bis spät die Gegend, dann aber bauten

sie sich in einem Waldthale aus Baumstämmen eine Hütte, und nachdem sie so für ihr Obdach gesorgt hatten, begannen sie ihre Arbeit.

Die Ader goldführenden Gesteins, welche sich in nordöstlicher Richtung durch die schieferartige Grauwade hinzog, durchschnitt das Thal, in dem sie sich niedergelassen, sowie zwei kleinere, mit diesem auf eine kurze Strecke parallel laufende Seitenthäler. Sie konnten wegen der geringen Breite des bauwürdigen Ganges nicht alle Drei an einem Plake arbeiten, und da jede Arbeitsstelle möglichst nahe am fließenden Wasser sein sollte, vertheilten sie sich in die drei Thäler, und Jeder begann an seinem Ort das goldführende Gestein auszugraben, welches sie dann gemeinsam auswuschen. Jeden Abend theilten sie gleichmäßig, was sie den Tag über gewonnen hatten, und verbargen ihre Schätze unter einer alten Fichte in der Nähe. Ihren Bedarf an Lebensmitteln kauften sie meistens



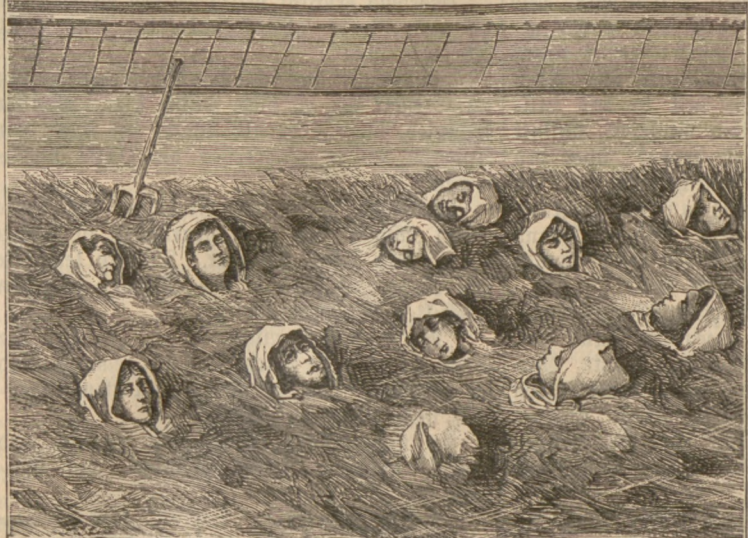
Das Transportiren des frischen Alpenheues in Säcken thalabwärts an gespannten Drahtseilen.



Weiterbeförderung der mit Heu gefüllten Säcke.



Die Kurgäste.



Das Heubad der Frauen.



Das Heubad der Männer.

in Steinheid ein, wo sie auch oft im Wirthshause verkehrten.

Der älteste der Venetianer, Giuseppe Pagliano, ein finster blidender, leidenschaftlicher Mensch, hatte im vorhergehenden Herbst das Vorhandensein des Goldes entdeckt, und da er es für vortheilhafter hielt, wenn Mehrere sich vereinigten und sich gegenseitig unterstützten, als wenn Einer alle Arbeiten allein verrichtete, hatte er sich zwei Gefährten mitgebracht. Der eine hieß Filippo Comino und war, obgleich er fast ebenso verwildert ausah wie Giuseppe, ein ruhiger, braver Bursche, der seine alte Mutter in Venedig so reichlich von seinem Verdienste unterstützte, daß diese nicht für fremde Leute zu arbeiten brauchte. Der andere, Giacomo Brentano, war ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, dessen frisches Gesicht ein kleines Schnurrärtchen zierte. Er war der Sohn eines mäßig begüterten Goldschmiedes in Venedig, dessen Handwerk er erlernt hatte.

Giacomo war ein lebenslustiger Gesell. Sonntags verkehrte er fast mehr mit den jungen Burschen des Ortes, als mit seinen Landsleuten, und wenn eine Fiedel zum Tanze erkante, so war er einer der Ersten, die sich nach dem Takte herumschwangen. Durch sein offenes, munteres Wesen wußte er sich bei den Steinheidern beliebt zu machen, und da er auch in der Kenntniß der deutschen Sprache schnelle Fortschritte machte, betrachteten ihn die Burschen und Mädchen bald als einen der Ihrigen.

Unter den Mädchen gefiel ihm die blonde Anna am besten, die Tochter des alten Hannjörg Schmidt, welcher als Rathbediener im Rathhause wohnte, wo er das Amt eines Schließers versah. Auch Anna fühlte sich zu dem fremden Jüngling hingezogen, der an Bildung und gewandtem Benehmen weit über den jungen Männern des Dorfes stand. Oft saßen sie in der Abenddämmerung neben einander auf der steinernen Bank vor dem Rathhause oder gingen an schönen Sonntagsnachmittagen im nahen Wald spazieren, und bald war es kein Geheimniß mehr, daß die Beiden sich liebten.

Die Ausbeute der Goldgruben war eine viel größere, als selbst Giuseppe erwartet hatte, es war voraussehen, daß wenn die Italiener im Herbst nach Hause zogen, Jeder ein kleines Vermögen mit heimbringen würde. Aber wie es so zu gehen pflegt, obwohl Giuseppe viel besaß, wollte er doch noch mehr haben, und sann Tag und Nacht auf Mittel und Wege, wie er sich auch noch der Anttheile seiner Kameraden bemächtigen könne. Endlich reiste ein schwarzer Plan in seiner Seele, und je länger er darüber nachdachte, desto mehr wurde er davon überzeugt, daß er seine beiden Genossen sicher dadurch verderben könne.

Zugleich mit Giacomo hatte sich ein junger Mann aus Steinheid, Anton Greiner, um Anna's Gunst beworben, doch hatte diese ihn spöttlich abgewiesen. Anton kochte innerlich vor eifersüchtiger Wuth gegen Giacomo, denn seine Leidenschaft für Anna war durch die abweisende Haltung der Letzteren nur gesteigert worden. Nur Giacomo, glaubte er, sehe seinem Glück im Wege; sobald sein Nebenbuhler wieder nach Italien ziehen würde, dürfe er hoffen, Anna's Herz doch noch zu erringen.

Auf diese Lage der Verhältnisse gründete sich der Plan, welchen Giuseppe zum Verderben seiner beiden Genossen eronnen hatte. Er richtete es so ein, daß er öfters mit Anton zusammentraf und wußte den Haß und die Eifersucht desselben noch mehr zu schüren, wobei er durchdlichen ließ, daß auch er Giacomo feindlich gesinnt wäre, und nur, weil er geschäftlich an dessen Vater gebunden sei, dies nicht offen zeigen dürfe. Endlich erzählte er Anton, daß Giacomo bei seiner nun bald bevorstehenden

Abreise Anna's Vater um deren Hand bitten und im folgenden Frühling die Geliebte nach Venedig holen wolle.

Erschrocken hörte Greiner ihn an. Er hatte darauf gerechnet, wenn die Italiener die Gegend verlassen hätten, sich Anna wieder nähern zu können, und nun mußte er diese Nachricht vernehmen. Wie erstarrt stand er zuerst da, dann aber stürzte er auf Giuseppe zu. „Nein, das kann, das darf nicht sein!“ rief er. „Giuseppe, hilf mir, es zu verhindern; fordere von mir, was Du willst, wenn Du mir ein Mittel an die Hand gibst, den Verhafteten unschädlich zu machen.“

Giuseppe schaute ihn mit durchdringendem Blicke an. „Mit Gewalt kannst Du gegen einen solchen Gegner nichts ausrichten, es würde Dir nicht besser gehen, als damals, wo er Dich auf dem Tanzboden durchbläute,“ meinte er nach einer Weile. „Doch ich bin Dein Freund und ich wüßte wohl, wie man ihn sicher unschädlich machen könnte. Wenn ich mich auf Dich verlassen dürfte —“

„Sprich,“ drängte Greiner, „ich bin zu Allem bereit, und sollte ich meine Seele dem Bösen verschreiben.“

„Nun, so schlimm ist es nicht. Da ich Dein Freund bin, will ich die Hauptsache auf mich nehmen; ich verlange nichts als Dein Zeugniß.“

„Wenn's weiter nichts ist! Gerne will ich Dir Alles bezeugen, was Du willst.“

„So komme morgen Nachmittag in das Thal, in welchem Filippo Comino arbeitet, und richte es ein, daß Du einen guten Grund dafür angeben kannst, weshalb Du im Walde gewesen seiest. Dann gehe, sobald man im Orte zur Vesper läutet, an Filippo's Arbeitsplatz vorbei, so daß Du in die Höhlung, welche er gegraben hat, hineinschauen kannst. Du wirst mich dann im Gespräch mit Filippo sehen, rußt aber laut über das Thal hinüber: „Guten Tag, ihr Beiden da unten, Filippo und Giacomo!“ und berichtest das, was dort geschieht, sogleich dem Bürgermeister in Steinheid, wobei Du aber immer Giacomo's Namen anstatt des meinigen nennst.“

Anton versprach, Alles getreulich auszuführen, dann trennten sich die beiden Freunde.

Anderen Tages machte sich Anton zur bestimmten Zeit auf den Weg. Wie schon erwähnt, arbeiteten die drei Goldgräber in drei verschiedenen, nahe beieinander liegenden Einschnitten. Im mittleren Thal grub Giacomo, rechts Giuseppe und links Filippo. Die gemeinsame Hütte stand nahe dem Punkte, an dem sich die Thäler vereinigten, und konnte von keiner der Arbeitsstellen aus gesehen werden.

Anton folgte dem linken Seitenthale, und als er den von Filippo aus dem Berge gearbeiteten Schutt erblickte, wartete er in einem kleinen Döckel das Vesperläuten ab. Eben erklang die Glocke, welche hell in das stille Thal herüber tönte, da kam Giuseppe, anstatt wie gewöhnlich das Thal herauf, über den Berg herüber, oft sich umschauend, ob ihn Jemand bemerkte. Er ging auf die Höhlung zu, die Filippo gegraben hatte, und verschwand darin, nachdem er nochmals mit einem langen scharfen Blick rundum gespäht hatte.

Beim letzten Glodenschlage trat Anton weiter vor, bis er der Grube gegenüber stand und gerade in die Schlucht hineinsehen konnte. Giuseppe war dort mit Filippo im Gespräch, allem Anschein nach über gleichgiltige Dinge. Greiner blieb stehen und rief, wie ihm aufgetragen war, laut hinüber: „Guten Tag, Filippo und Giacomo!“

Filippo blickte nach dem Rufer hin. In demselben Augenblicke riß Giuseppe seinen Dolch aus der Scheide und stieß ihn Filippo mitten in's Herz, so daß dieser lautlos zusammenbrach. Anton stieß einen Schrei aus.

„Rasch fort,“ rief Giuseppe hinauf, „erzähle, was — Giacomo hier verbrochen!“

Am ganzen Körper bebend stürzte Anton fort, dem Dorfe zu.

Giuseppe leerte ruhig die Taschen des Ermordeten, nahm ihm auch einen Ring vom Finger, sowie ein goldenes Amulet von der Brust. Beides steckte er nebst dem ledernen Beutelchen zu sich, in dem der Todte einige Goldstücke aufbewahrt hatte. Dann reinigte er seine Hände und seinen Dolch vom Blute des schmählich Gemordeten.

Er nahm seinen Weg nicht wieder über den Berg, sondern das Thal hinunter, so daß er an der Hütte vorbei kam welche er gemeinsam mit seinen Landsleuten erbaut hatte. Dort trat er, von Niemand bemerkt, ein und verstaute die geraubten Sachen in dem Bündel, welches Giacomo's Sonntagskleider enthielt. Dann schlich er sich wieder an seinen Arbeitsplatz und grub und hackte, als ob ihm nichts Besonderes begegnet sei.

Während Anton nach Steinheid eilte, kämpfte er mit seinem Gewissen, und fast hätte er sich dazu entschlossen, die Wahrheit zu berichten, allein bei dem Gedanken, daß Giacomo dann doch Anna's Hand erringen werde, ballte sich seine Faust krampfhaft, und der Dämon der Eifersucht siegte über die bessere Regung. Er erzählte auf dem Rathhause den Vorfal genau so, wie es ihm Giuseppe aufgetragen hatte.

Der Bürgermeister berief sofort einige kräftige Männer und begab sich mit denselben nach den Arbeitsplätzen der Goldgräber. Anton sollte sie begleiten, erklärte aber, daß ihn der Schrecken über die That Giacomo's so ergriffen habe, daß er sich kaum auf den Beinen erhalten könne. Und wirklich sah er einem Todtranken ähnlich. Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, auf der Stirne standen ihm helle Schweißtropfen, und seine Glieder bebten wie im Fieberfrost.

Daher gingen der Bürgermeister und seine Leute allein nach dem Plage, wo das Verbrechen verübt worden war. Sie fanden die Leiche Filippo's noch, wie sie der Mörder verlassen hatte, und da sich hier weiter nichts thun ließ, wurde eine Wache zurückgelassen, während die Uebrigen sich aufmachten, Giacomo zu suchen.

Es war inzwischen Abend geworden, und als die Männer die Hütte der Goldgräber erreichten, kam Giacomo gerade auf dieselbe zu. Erstaunt wollte er eben nach der Ursache des späten Besuches fragen, da packte ihn der Bürgermeister am Arme. „Bindet den verruchten Mörder!“ rief er seinen Begleitern zu.

Giacomo erschrak heftig bei den Worten des Bürgermeisters. „Was sagt Ihr, was wollt Ihr von mir?“

„Schweig!“ herrschte der Bürgermeister ihn an, „fesselt ihn an diese Fichte hier. Meister Schmied, bleib Ihr als Wache bei ihm, wir Anderen wollen unterdessen die Hütte durchsuchen.“

Während dessen kam Giuseppe, der heute etwas länger als sonst gearbeitet zu haben schien, das Thal herunter. Tückisch leuchtete sein Auge auf, als er die Männer und den gefesselten Giacomo erblickte.

„Wahrhaftig,“ murmelte er, „so hat der Schwachkopf seine Sache doch gut gemacht, und ich fürchtete schon, er könne im letzten Augenblick noch Alles verderben.“

Er unterdrückte indeß seine Freude und schritt, scheinbar höchst erstaunt, auf Giacomo zu.

„Heilige Jungfrau!“ rief er, „was ist vor-gefallen? Was wollen diese Leute?“

„Wüßte ich's nur,“ stöhnte Giacomo.

„Schändlich,“ unterbrach ihn der Schmied, „wer hätte geglaubt, daß der Bursche ein so

verstorber Sünder sei. Aber warte nur, wir werden Dich schon müde machen, wir haben in einem gewissen Gewölbe unter dem Rathhause allerhand Kleinigkeiten, die schon Manchem die Zunge gelöst haben."

Indem trat der Bürgermeister wieder aus der Hütte; er hatte in Giacomo's Sonntagswamms ein ledrernes Beutelchen gefunden, und als er es öffnete, fielen ihm ein Ring, ein Amulet und einige Münzen entgegen. Der Ring und das Amulet war Allen als das Eigenthum Filippo's bekannt.

"Wie kommt das Gut Filippo's und der blutbefleckte Beutel in Deine Kleider?" fragte der Bürgermeister streng Giacomo.

"Ich weiß es nicht," stammelte dieser. "Bei allen Heiligen schwöre ich Euch, ich habe den ganzen Tag über ruhig gearbeitet und mich um Niemand bekümmert, bin auch nicht von meinem Arbeitsplatz weggekommen."

"Erspare Dir Dein Leugnen," rief der Bürgermeister. "Deine Schuld ist klar genug erwiesen. Und Ihr," wendete er sich an Giuseppe, "seid morgen Vormittag um zehn Uhr im Rathhause und meines Rufes gewärtig. Vielleicht habe ich an Euch einige Fragen zu richten. Außerdem sollt Ihr Zeuge sein, wie wir mit Mördern verfahren, damit Ihr Euren Landsleuten daheim erzählen könnt, daß in Deutschland das am Fremdling begangene Unrecht so gut bestraft wird, als ob es einem Einheimischen widerfahren wäre."

Dann befahl er, Giacomo vom Baume loszubinden und ihn nach Steinheid zu führen.

Giacomo wurde in's Gefängniß gebracht und anderen Tages vor Gericht geführt. Dort wiederholte Anton Greiner seine gestrige Aussage und beschwor diese auch. Der Bürgermeister ermahnte Giacomo dringend, die Wahrheit zu gestehen, da ja auch der Fund des Beutels die Aussage Anton's bestätigte. Er stellte dem Angeklagten ein milderer Urtheil in Aussicht, wenn er ein offenes Geständniß ablege, aber dieser blieb bei der Behauptung, daß er unschuldig sei, und Anton entweder sich geirrt habe, oder absichtlich falsches Zeugniß ablege, um ihn zu verderben. Wie die Filippo gehörenden Gegenstände unter seine Sachen gekommen seien, wisse er selbst nicht.

Nach kurzer Berathung beschloffen die Richter, ihm noch vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu lassen, ob er freiwillig seine Schuld gestehen wolle, und, wenn nicht, ihn dann der veinlichen Frage zu unterwerfen.

Ohne Speise oder Trank zu sich zu nehmen, wanderte Giacomo den ganzen Tag in seiner engen Zelle auf und ab, und als es Nacht wurde, legte er sich bekümmert auf das Stroh, welches in einer Ecke die Steinplatten bedeckte. Es wurde ihm immer klarer, daß Anton den wahren Mörder wohl kenne und absichtlich eine falsche Aussage mache. Aber er sagte sich auch, daß die Richter seinen Worten morgen so wenig Glauben schenken würden als heute, und daß man ihn so lange foltern würde, bis er, vom furchtbaren Schmerz überwältigt, Alles einräumen würde, dessen man ihn beschuldigte. Und dann war ihm ein schmähtlicher Tod sicher.

Er nahm im Geiste Abschied von seinen Eltern und von Anna, die jetzt unter einem Dache mit ihm weilte, aber durch diese Mauern und feste Thüren von ihm geschieden war.

Da hörte er plötzlich, wie die Eisenstange, welche von außen vor die Thüre seines Gefängnisses gelegt war, leise zurückgeschoben wurde. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, und die Thüre ging auf. Aber statt des alten Hannjörg erschien Anna auf der Schwelle, in der einen Hand eine Laterne, in der anderen ein Bündel haltend. Sie setzte beides zur Erde und ging auf den kaum seinen Augen trauenden Giacomo zu.

"Anna!" rief dieser leise, und Beide lagen einander weinend in den Armen.

"O Anna, Anna!" brach Giacomo nach einer Weile das Schweigen. "Du glaubst sicher nicht, daß ich ein Mörder bin!"

"Nein, Giacomo, wäre ich sonst hier? Deine Richter glauben Dir jedoch nicht und werden Dich sicher verurtheilen. Aber Du sollst nicht sterben. Ich habe meinem Vater den Schlüssel genommen und werde Dich sicher aus dem Rathhause bringen. Hier in dem Bündel sind etliche Kleidungsstücke und Geld. Die Nacht ist dunkel, fliehe, Giacomo, fliehe!"

Giacomo schloß die Weinende in seine Arme. "Komm' mit mir, Geliebte, fliehe mit mir zu meinen Eltern, die Dich mit Freuden aufnehmen werden!"

"Ich werde Dir ewig treu bleiben, Giacomo," flüsterte Anna, "aber mit Dir fliehen kann ich nicht. Wie dürfte ich meinen Vater verlassen?"

"Gerade um Deines Vaters willen mußt Du mit mir gehen. Denn wenn Du hier bleibst, wird man ihm die Schuld an meiner Flucht aufbürden und nicht glauben, daß Du allein mich befreitest. — Anna," sprach er weiter in flehendem Tone, als das Mädchen nicht antwortete, sondern nur leise weinte, "die Zeit ist kostbar. Komm' mit, ich kann ohne Dich nicht scheiden, lieber bleibe ich hier und erleide den Tod, als daß ich Dich und Deinen Vater für mich hüßen lasse."

Krampfhaft umfaßte ihn die Geliebte, eine Ohnmacht schien sie anzuwandeln; doch plötzlich ermannte sie sich, richtete sich hoch auf und sprach leise, aber fest: "Du hast Recht, Giacomo, komm'!" Dann verließte sie das Licht der Laterne, führte Giacomo aus der Zelle, die sie wieder schloß, vorsichtig in den Hof und holte aus ihrer Kammer einige Kleidungsstücke und ein Tuch für sich.

Dann öffneten die Liebenden behutsam das Hofthor, schlüpfen durch die dunklen menschenleeren Gassen und richteten zuvörderst ihre Schritte nach dem Thale, in welchem die Hütte der Goldgräber stand. Giacomo nahm die beiden schweren Lederbeutel aus dem Versteck neben der Fichte hervor, die seinen und Filippo's Antheil enthielten, Giuseppe's Beutel dagegen ließ er unberührt liegen.

Hierauf schlugen die Flüchtlinge den Weg nach Süden ein und nach langer beschwerlicher Reise langten sie glücklich in der Lagunenstadt an. Giacomo's Eltern nahmen Anna mit herzlicher Liebe auf, und bald vereinte der Priester Beide zum Bunde für das Leben.

Giacomo aber händigte Filippo's Mutter den Gewinnantheil ihres ermordeten Sohnes ein, so daß die arme alte Frau wenigstens von Nahrungsvorgen für immer befreit war.

Anton und Giuseppe saßen am anderen Morgen nach Giacomo's Verhaftung zechend im Wirthshaus, als der Wirth mit der Nachricht in's Zimmer trat: "Denkt euch nur, ihr Leute, des alten Hannjörg's Anna ist heute Nacht mit dem Venetianer durchgegangen!" Anton wurde todtbleich. "Fort! fort ist sie?" leuchtete er endlich, "fort mit ihm, um dessen willen ich falsch —"

Giuseppe verjagte ihm einen Stoß, daß er fast vom Stuhle fiel. "Verwünschter Dummkopf," raunte er ihm zu, "wahre Deine Zunge!" "Laß mich in Ruhe, Du Satan!" schrie Anton laut. "Nur Du hast mich zum Meineid verführt, Du Raubmörder, Du —"

Giuseppe riß seinen Dolch heraus und sprang wie ein Tiger auf Anton ein. Dieser aber machte eine schnelle Wendung und statt in die Brust, fuhr ihm die Waffe durch den linken Arm.

Der Schmerz und der Blutverlust ernüch-

terten Anton; er sah ein, in welche gefährliche Lage er sich durch seine Worte hätte bringen können, und erzählte nun den bestürzt herbeispringenden anderen Gästen, die anfänglich auf den Streit der Beiden nicht geachtet hatten, er habe im Scherz zu Giuseppe gesagt, die Italiener seien alle Raubmörder, darauf habe dieser ihn mit dem Dolche bedroht, und dann habe er unachtsamer Weise selbst gegen die Spitze der Klinge geschlagen.

Giuseppe stimmte ihm knirschend bei, und so schien die Gefahr zunächst beseitigt. Als Anton jedoch nothdürftig verbunden war und eben mit Giuseppe das Wirthshaus verlassen wollte, trat der zufällig anwesende Bürgermeister herzu und erklärte, da Blut geflossen sei, müsse der Fall gerichtlich untersucht werden und er müsse deshalb den Thäter vorläufig in Haft nehmen; doch versicherte er Giuseppe, daß die Sache wohl nicht schlimm ausfallen werde. Darauf wurde der Italiener in Haft gebracht, obwohl er wilde Drohungen ausstieß.

Anton aber begab sich zum Dorfschmied, der etwas von der Wundbehandlung verstand und ersuchte diesen, ihm einen kunstgerechten Verband anzulegen, da sein Arm jetzt empfindlich zu schmerzen begann.

Bereitwillig löste der Meister die Binde und reinigte den Arm vom gewonnenen Blute. Als er jedoch die Wunde sah, deren Ränder jetzt hoch aufgeschwollen und schwarz angelaufen waren, machte er ein sehr ernstes Gesicht. "Ich habe in meinem Leben schon manche Wunde gesehen und verbunden," meinte er, "aber das ist mir noch nicht vorgekommen. Kühle den Arm einstweilen mit frischem Wasser, ich will den Vater Golestinus holen, vielleicht weiß der bessern Rath als ich."

Als der Schmied nach einer halben Stunde mit dem Vater Golestinus zurückkam, hatte sich die Anschwellung über den ganzen Arm und einen Theil der Brust verbreitet, und Anton, der sich kaum noch aufrecht erhalten konnte, litt unsägliche Schmerzen.

Der Vater untersuchte den Kranken sorgfältig und verordnete, daß ein paar Männer ihn auf einem Stuhle nach Hause tragen sollten. Dann, als der Verwundete ächzend auf seinem Bette lag, hielt es der Priester für seine Pflicht, ihn über seinen Zustand aufzuklären und auf sein nahes Ende vorzubereiten.

"Die Waffe war ohne Zweifel vergiftet," sagte er, "es ist keine Rettung mehr möglich, bereite Dich vor, zu sterben."

Entsetzt hörte Anton den Vater an, dessen Worte durch den Zustand seines Körpers bestätigt wurden. Eine grenzenlose Wuth gegen seinen Verführer ergriff ihn, er beichtete dem Priester die schwere Sünde, die er begangen, und wiederholte seine Aussage vor dem auf seinen eigenen Wunsch herbeigerufenen Bürgermeister. Eine Stunde später war er eine Leiche.

Giuseppe wurde noch an demselben Tage verhört und ihm das Geständniß Anton's mitgetheilt; er leugnete hartnäckig; aber als er am anderen Tage zu einem neuen Verhör abgeholt werden sollte, fand man ihn entseelt in seiner Zelle. Er hatte sich vergiftet.

Nach mehreren Jahren erhielt Giacomo durch einen Italiener, welcher ebenfalls als Goldsucher Thüringen durchstreift hatte, die Kunde, daß die Schuld Giuseppe's so schnell an den Tag gekommen war. Damit war auch der letzte Schatten, welcher auf dem Glück des jungen Paares noch geruht hatte, verschwunden und fortan war den Glücklichen eine lange Reihe von Tagen ungetrübter Freude bescheert, die auch Anna's Vater, der dem Rufe seiner Tochter nach der fernem Lagunenstadt gefolgt war, theilte.

Die Goldausbeute in Thüringens Bergen

aber wurde von Jahr zu Jahr geringer, und bald blieben die wälſchen Gäſte gänzlich aus. In Steinheid aber lebt das Andenken an die Venetianer noch heute fort.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Probates Mittel. — Als die Nachricht von dem großen Brande in Hamburg (Mai 1842) in Wien an der Börſe bekannt wurde, erregte ſie gewaltiges Aufſehen, und ſofort kamen die übertriebenſten Gerüchte in Umlauf. Man redete von den Verluſten, die Dieſer und Jener erlitten haben ſollte, und verſicherte u. A. auch, daß Herr B., der mit Hamburg die großartigſten Geſchäfte machte, völlig ruiniert ſei. Herr B. glaubte ſelbſt an dieſe Schreckensnachrichten und beſchloß, ſich auf jeden Fall zu ſichern. Der Baron v. A., damals einer der reichſten Grundbeſitzer Europa's, war ſein vertrauter Freund. Er läuft alſo ſpornſtreich zu ihm, theilt ihm ſein Unglück mit und bittet ihn um ein Darlehen von 100,000

Gulden. Der Baron hört ſein Bitte an, ohne ein Wort zu ſagen; dann geht er an ſeinen Schreibtisch, langt daraus ein großes Register hervor und übergibt es aufgeschlagen dem Bittſteller. Die Seiten deſſelben waren mit Zahlen überdeckt. Herr B. las: Am 14. Auguſt 1840 an Frau v. K. 20,000 Gulden. Am 3. Januar 1841 an meinen Freund, den Grafen G., der ſich im Spiel ruiniert hatte und ſich erſchießen wollte. 100,000 Gulden. Am 17. März 1841 dem Prinzen von B., der ſeinen Schneider nicht mehr bezahlen konnte 50,000 Gulden. Alle Blätter waren mit ähnlichen Zahlen bedeckt. Herr B., welcher noch nicht wußte, was dies bedeuten ſollte, geht das Register bis zur letzten Seite durch und liest das fabelhafte Facit von nicht weniger als 13,900,000 Gulden. Er ſieht den Baron dann erſtaunt an und ſagt: „Aber, mein Freund, Sie können doch unmöglich ſolch' eine enorme Summe verliehen haben!“ „Und weshalb wäre das nicht möglich?“ „Weil Sie ja ſonſt jezt ruiniert ſein müßten.“

„Sehen Sie, mein werther Freund, ich habe das Geld auch in Wirklichkeit nicht ausgeliehen, ſondern mich damit begnügt, alle die von mir geforderten Summen in dieſes Register zu notiren; niemals aber verlieh ich auch nur einen Kreuzer, an wen es auch immer ſein mochte, und Sie werden begreifen, daß ich Recht daran that, da ich ja, wie Sie ſelbſt zugegeben haben, ſonſt ſchon längſt ruiniert ſein würde. Auch mit Ihnen kann ich keine Ausnahme machen; Sie werden das ſelbſt einſehen.“
Indem er dieſes ſprach, ergriff er eine Feder und ſchrieb unter den Augen des Herrn B. die Worte in ſein Register: „Am 9. Mai 1842 an meinen durch den Brand von Hamburg ruinierten Freund B. 100,000 Gulden.“ Dann meinte er: „So jezt wären die 14 Millionen gerade voll!“ Mit dieſen Worten klappte er das Register zu, und die Freunde redeten von anderen Dingen. — Es ſtellte ſich übrigens nach einigen Tagen heraus, daß der Abgewieſene nur geringe Verluſte durch den Brand von Hamburg erlitten hatte und des Darlehens nicht bedurfte. [C. R.]
Mathematiker bis zum Tode. — Herr v. Lagny, Mitglied der franzöſiſchen Akademie der Wiſſen-

Humoriſtiſches.



Deutlich.

Dame: Herr Doktor, welches Bad würden Sie mir und meinen drei Töchtern in dieſem Jahre anrathen?
Doktor: Ich würde an Ihrer Stelle einmal daheimbleiben und es mit einem „ernſtgemeinten Heirathsgeluch“ verſuchen.



Paradiſiſcher Zuſtand.

A.: Du, wie geht's denn den Meierſeins?
B.: Die leben wie im Paradies.
A.: Wie kommt denn das mit einem Male?
B.: Nun, ſie haben nichts anzuziehen.

ſchaften und ausgezeichnete Mathematiker, lag auf ſeinem Sterbebette, umgeben von einigen Verwandten und Freunden, unter den Letzteren der Herr v. Mauvertuis. Lagny traf mit ſchon erſterbender Stimme einige Anordnungen in Vermögensangelegenheiten und erregte dadurch den Unwillen eines ſich geſchädigt dünkenden Verwandten, der ſofort ſeinen Zweifel an der noch beſtehenden Zurechnungsfähigkeit des Sterbenden äußerte. Herr v. Mauvertuis behauptete erregt, daß der Freund durchaus im Beſitz ſeiner vollen Geiſteskräfte ſei, und um dies zu beweisen, beugte er ſich über das Bett des Sterbenden und ſprach demſelben in's Ohr: „Lagny, was iſt das Quadrat von 12?“

„144“ hauchte der Sterbende — und verſchied. [R. 3.]

Standhaft. — Der ruſſiſche Oberſt und Militärſchriftſteller Ryljeff (geb. 1792) hatte ſich im Jahre 1825 an einer Verſchwörung gegen Kaiſer Nikolaus I. theilgehabt und wurde dieſerhalb zum Tode durch den Strang verurtheilt. Bei der Exekution riß jedoch der Strick, und man theilte dem Delinquenten mit, daß ihm das Leben geſchenkt werden würde, wenn er um Gnade bitte.

„Wer möchte in einem ſo erbärmlichen Lande leben, wo nicht einmal der Strick des Henters etwas taugt!“ entgegnete Ryljeff und ging ruhig in den Tod. G. W. G.

Bilder-Räthſel.



Auflöſung folgt in Nr. 23.

Auflöſung des Bilder-Räthſels in Nr. 21:
Lieb' und Leidenschaft können verſiegen,
Wohlthollen aber wird ewig ſiegen.

Räthſel.

Gern möchtest Du den Weg ihm weiſen,
Wenn es ſich nahte Deinen Speiſen
Und ſie zu eigenem Gedeih'n
Benützt in hellem Silberſchein.

Und doch, wenn Du die eignen Wege
Zu Fuß zu gehen biſt zu träge,
Schauſt Du Dich um nach ſeiner Kraft,
Daß ſchnell ſie an Dein Ziel Dich ſchafft.

Auflöſung folgt in Nr. 23. [M. Paul]

Charade.

(Dreifilbig.)

Dem Geiger bracht' das Studium
Des letzten Paars Ruhm;
Das Ganze nennt in großer Zahl
Er nun ſein Eigenthum,
Und Summen hat er ſich erſpart,
Die ihm die Erſte aufbewahrt. Emil Root.

Auflöſung folgt in Nr. 23.

Auflöſung des Homonym's in Nr. 21: Einſilbig.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Oſtdeutſchen Zeitung.
Kommandit-Geſellſchaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der „Union“ Deutſche Verlagsgelſchaft (früher
Germann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.